

Kirche und Staat, das Land wieder gemeinsam zu regieren. Unter dem Mantel eines Pseudoparlamentarismus vollzog sich zwischen Großgrundbesitz und Bourgeoisie, den Gegenspielern der Revolution, eine ständige Annäherung. Der preußische Weg zum Kapitalismus stieß in der herrschenden Klasse Spaniens auf große Sympathie. Dieser Prozess personifizierte sich nach 1875 in Antonio Canovas del Castillo, dem Exponenten des Großgrundbesitzes, und Praxedes Mateo Sagasta, dem Vertreter der spanischen Bourgeoisie. In den folgenden zwanzig Jahren wechselten sie sich mehrmals in der Regierung ab. Man bezeichnete sie treffend als das Janusgesicht der Restauration. In der Kolonialfrage unterschieden sich ihre Auffassungen kaum. Canovas erklärte, dass Spanien bereit sei, „den letzten Mann und den letzten Peso“ aufzubieten, um seine Kolonien zu halten. Sagasta sagte: „Spanien ist bereit, zur Verteidigung seiner Rechte und seines Territoriums die letzte Peseta und den letzten Tropfen Blut seiner Söhne herzugeben.“ Die Geschichte sollte sie bald beim Wort nehmen.

Außenpolitisch verlor Spanien gegenüber den fortgeschritteneren Industriestaaten Europas und Amerikas an Boden. Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Spanien seine Kolonien in Lateinamerika, mit Ausnahme von Kuba und Puerto Rico, eingebüßt. Die einstige Weltmacht, in deren Reich die Sonne nie unterging, siechte dahin. Die jungen kapitalistischen Riesen USA, Deutschland, Japan, beobachteten sie lauend, um ihr im geeigneten Moment auch die letzten Kolonien zu entreißen. Kolonien, die auf Grund der herkömmlichen feudal-absolutistischen, klerikalen Verwaltung immer mehr verfielen.

Spaniens feudale Kräfte sahen nur einen Weg, einen weiteren Schwund an Prestige und Macht in der Welt zu verhindern – den Weg, der ihm zu Glanz und Glorie verholfen hatte: brutale, rücksichtslose Gewalt. Unter dem Druck der feudalen Kräfte und der Kirche erstarben selbst die zaghaftesten Versuche der spanischen Bourgeoisie, die Verwaltung der Kolonien zu reformieren.

Als Andres Bonifacio vierzehn Jahre alt war, starb seine Mutter, kurz darauf der Vater. Sein Traum, weiter zur Schule zu gehen, fand ein jähes Ende. Der schwächliche Halbwüchsige sah sich plötzlich in der Rolle von Vater und Mutter gegenüber fünf kleineren Geschwistern. Aufgewachsen unter den Ärmsten der Armen, wo jeder sich selbst helfen musste, so gut er es vermochte, und schon Kinder die Lasten von Erwachsenen trugen, fand auch Andres bald einen Weg, sich und seine Geschwister zu ernähren. Er hatte geschickte, flinke Hände, eine schöne Schrift und Talent zum Malen. Seine Tage und die halben Nächte verbrachte der Junge damit, aus Bambusrohr kunstvolle Spazierstöcke und Papierfahnen herzustellen und sie zu verkaufen. Der Erlös für diese mühevollen Arbeit wird niedrig genug gewesen sein, doch er reichte aus, sechs Personen zu ernähren. In seinen wenigen freien Stunden las Andres alle Bücher, die ihm in die

Hände fielen. Wie alle einfachen Menschen in Manila sprach er nur seine Landessprache: Tagalisch. Die spanische Sprache blieb den Gebildeten vorbehalten. Andres Bonifacio fehlten zwar die Mittel, weiter die Schule zu besuchen, aber sein Hunger nach Wissen hielt an. Und dieses Wissen konnte er nur in spanischen Büchern finden. Nur über sie konnte er die Welt des Geistes erobern und neue Erkenntnisse gewinnen. Deshalb lernte Andres Bonifacio die Sprache der Unterdrückter seines Landes mit Eifer und Erfolg.

Die fast unerträgliche Härte des Lebens beugte ihn nicht, sie stählte seinen Charakter und schulte seinen wachen Geist. Anfang der Achtzigerjahre gelang es ihm, eine Anstellung bei der Handelsfirma „Fleming & Co.“ zu bekommen. Der wortkarge junge Mann, der so aufopferungsvoll für seine Familie sorgte, war bei seinen Arbeitgebern angesehen. Das verhalf ihm bald zu einer besser bezahlten Stelle bei der deutschen Handelsfirma „Fressel & Co.“ in der Calle Nueva 450. Dort verdiente er 12 Peso im Monat, eine sagenhafte Summe für den Jungen aus Tondo. Langsam ließ der schwere wirtschaftliche Druck nach, die Geschwister wurden größer und standen auf ihren eigenen Füßen. Dem nachdenklichen Andres Bonifacio blieb mehr Zeit für seine Lieblingsbeschäftigung – das Lesen. Er hungerte sich eine bescheidene Bibliothek ab, und nur wenige wussten, dass er allnächtlich über Büchern saß, die seinen suchenden Geist durch die Welt trieben. Er las Bücher von Dumas und Hugo. Die Geschichte des Galeerensträflings Jean Valjean beeindruckte ihn nachhaltig. Er bewunderte die Reden des französischen Revolutionärs Camille Desmoulins und trennte sich auch unter den schwierigsten Umständen nicht mehr von diesem Büchlein. Der Verlauf der Französischen Revolution war ihm vertraut wie sein eigenes Leben. Washington, Jefferson und Lincoln blieben ihm keine Unbekannten. Der Priester von Tondo hätte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn er von dieser Lektüre seines Pfarrkindes gewusst hätte. Stärker als sein Zorn wäre dabei sicher seine Fassungslosigkeit gewesen: Ein Indio aus Tondo und solche Bücher ...?

Der junge Andres wettete nicht bei Hahnenkämpfen, versuchte sich nicht in Glücksspielen. Ihn zog mit magischer Kraft das Theater an. In Manila gab es Gruppen von jungen Leuten, die begeistert spanische Ritterromane und Geschichten aus der Bibel inszenierten und spielten. Das war ein Weg, aus dem Alltag auszubrechen, sich selbst und die Umgebung in einem anderen Licht zu sehen. Andres Bonifacio schloss sich einer solchen Gruppe an. In seinen freien Abendstunden und an den Sonntagen lernte er Rollen, diskutierte er mit seinen Freunden, wie man die spanischen Stücke den philippinischen Verhältnissen anpassen konnte, ersann neue Varianten und versuchte sich selber im Stückeschreiben. Mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit der er Spanisch gelernt hatte, drang er jetzt tiefer in das Gefüge seiner eigenen Muttersprache, das Tagalische, ein. Die Heldengeschichten, die sie spielten, regten den jungen Bonifacio an. Er träumte wie jeder junge Mensch von großen Taten, die er

vollbringen wollte. Seine Fantasie verband sich mit einer hochgradigen Sensibilität für seine Umgebung. Er begann intensiver als bisher über sein Leben nachzudenken, über die sozialen Bedingungen, unter denen er und seinesgleichen lebten. Dass Andres kein feuriger Schwärmer wurde wie viele seiner patriotisch gesinnten Altersgenossen aus den besitzenden Klassen, lag an seinen Lebensumständen. Die Sorge um die tägliche Mahlzeit, die harte Arbeit und das Elend, das er um sich herum sah, waren schwere Gewichte an den Flügeln seiner Fantasie und seiner jugendlichen Begeisterungsfähigkeit.

1887 gründete Andres Bonifacio mit seinen Freunden in Tondo das Teatro Porvenir (Theater der Zukunft). Er wollte nicht nur träumen, er wollte auch etwas für die Allgemeinheit tun. Die Leitung einer kleinen Theatergruppe war ein Anfang. Noch ahnte niemand, dass in dem Vierundzwanzigjährigen die Kraft heranreifte, ein ganzes Volk zum Sturm gegen die schwarzen Bastionen seiner Unterdrücker zu führen.

## ***Ein Augenarzt lehrt sein Volk sehen***

Während Andres Bonifacio in Manila sein Teatro Porvenir gründete, saß in einem kleinen Zimmer in der Berliner Jägerstraße ein halb verhungertes junger Mann von 26 Jahren und schrieb an den letzten Seiten seines Romans „Noli me tangere“ („Rühr mich nicht an“). Es war der Augenarzt Dr. José Rizal, der fünf Jahre zuvor aus Manila hatte fliehen müssen.

Man schrieb das Jahr 1887. Berlin lebte im Rausch der Gründerjahre. Wissenschaft und Kunst standen in hoher Blüte. Rizal war hierhergekommen, um seine Kenntnisse als Augenarzt zu vervollkommen. Der kluge junge Mann fand schnell Zugang zu den deutschen Gelehrten. Er diskutierte mit dem Philippinologen Feodor Jagor. Der mächtige Virchow zeigte sich sehr angetan von Rizal. Schon im Februar 1887, nur drei Monate nach seiner Ankunft in Berlin, wurde José Rizal Mitglied der Berliner Ethnografischen Gesellschaft und der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Trotz aller gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Erfolge lebte der Flüchtling in sehr beschränkten materiellen Verhältnissen. Er arbeitete in einer Berliner Augenklinik und als Lehrer an einem Gymnasium, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Die meisten Mittel brauchte er für den Druck seines Buches, das ihn mit einem Schlag berühmt machen sollte.

Wer war José Rizal? Der junge Augenarzt stammte aus wohlhabenden Kreisen. Seine Eltern lebten als kleine Grundbesitzer in Calamba an der Laguna de Bay, einem der fruchtbarsten Gebiete von Luzón. Sein älterer Bruder Paciano war ein Schüler und Freund des hingerichteten Pater Burgos gewesen. Nach 1872 musste die Familie mancherlei Verfolgungen durch die spanischen Behörden erdulden. Paciano Rizal durfte nicht mehr studieren. Die Mutter wurde unter fadenscheinigen Begründungen ins Gefängnis geworfen, wo sie fast erblindete. Dennoch konnte der glänzend begabte José Rizal die besten Schulen des spanischen Kolonialreiches besuchen – das Ateneo und die Universität Santo Tomas in Manila. Dort zog er den Hass der Mönche auf sich. Sie sahen in dem kritischen, unerschrockenen Studenten eine Gefahr für sich heranwachsen. Knapp zwanzigjährig verließ José Rizal Manila und setzte seine Studien in Spanien, Frankreich und Deutschland fort. Er traf philippinische Emigranten, die gleich ihm aus der Heimat geflohen waren, viele schon 1872, und schloss sich ihnen an. Ihr großes Vorbild war die französische Aufklärung – die Schriften eines Diderot, Voltaire und Rousseau. Nicht gegen Spanien oder gar gegen die Religion wollten sie kämpfen, sondern gegen die feudale Ausbeutung und Unterdrückung ihres Landes durch die reichen Orden der Mönche. Sie forderten geistige Freiheit.

Während das philippinische Volk unter der Last der spanischen Herrschaft litt, gewann in Spanien die bürgerliche Reformbewegung der Philippinen an Kraft und Profil. In unzähligen Artikeln und Schriften wiesen die Emigranten auf die

unerträgliche Lage ihrer Landsleute hin. Sie hofften, die spanische Regierung auf diese Weise zu einer Änderung ihrer Kolonialpolitik veranlassen zu können.

José Rizal war das zu wenig. Er wollte zu seinem Volk sprechen. So schrieb er „Noli me tangere“, das Buch von dem Studenten Ibarra, der nach seinem Studium aus dem Ausland in die Heimat zurückkehrt, um dort seine Ideen zu verwirklichen. Ibarra erlebt das Elend seiner Landsleute, ergreift Partei für sie und wird erbittert verfolgt. Es gelingt ihm nicht, seine Reformvorstellungen zu verwirklichen.

Über die politischen Absichten, die Rizal mit diesem Buch verfolgte, schrieb er an seinen Freund, den Philippinologen Ferdinand Blumentritt, in Leitmeritz:

„Friedlicher Kampf muss ein Traum bleiben, bis Spanien die Lektion lernt, die ihm seine früheren Kolonien in Südamerika beigebracht haben. Spanien begreift nicht, was England in Nordamerika gelernt hat. Aber unter den gegenwärtigen Umständen streben wir nicht die Loslösung von Spanien an; alles, was wir wollen, ist mehr Aufmerksamkeit, bessere Bildung, bessere Regierungsbeamten, ein oder zwei Abgeordnete im Cortes, mehr Sicherheit für uns selbst und unsere Zukunft. Spanien würde die Philippinen für immer behalten, wenn es sich nur vernünftig verhalten würde. Wir werden von ihnen allen missverstanden. Aber quos vult perdere Jupiter, prius dementat (Wen Jupiter zerstören will, den macht er zuvor wahnsinnig).“

José Rizal plädierte in diesem Buch nicht für die Unabhängigkeit von Spanien. Das Volk, glaubte er, war dafür noch nicht reif. Er kannte die Unwissenheit seiner Landsleute, ihr noch im Mittelalter befangenes Denken. Das Volk brauchte Bildung und die Gewissheit, dass es an Intelligenz und Moral seinen spanischen Herren ebenbürtig, ja sogar überlegen war. In seinem Buch beschrieb José Rizal schonungslos die Grausamkeit, den Dünkel und die Ungerechtigkeit der Spanier gegenüber den Filipinos. Er sprach aus, was andere vor ihm nicht auszusprechen gewagt hatten. Er hob ins Licht, was bisher im Dunkel verborgen gewesen war. Die Zeit dafür war reif.

Das Buch erschien im Frühjahr 1887 in Berlin. Als es wenige Monate später in Manila auftauchte, schlug es wie eine Bombe ein. Eine Gutachterkommission, zusammengesetzt aus dominikanischen Mönchen, schrieb an den derzeitigen Generalgouverneur Emilio Terrero: Das Buch ist, „was die Religion betrifft, hetärisch, gottlos und skandalös, es ist unpatriotisch und gefährdet die öffentliche Ordnung“. Kategorisch verlangte sie, das Buch sofort zu verbieten. Terrero zögerte. Die kirchlichen Behörden handelten selbst. Die spanische Geheimpolizei durchsuchte jedes Schiff, das im Hafen von Manila anlegte, sie drang nachts in die Häuser der Intellektuellen ein, von denen sie wusste, dass sie mit der Reformbewegung sympathisierten. Dennoch kursierten Exemplare von Rizals Buch in der Stadt, zum Teil mit verschleiern den Titeln und Umschlägen versehen. Die Herren der Philippinen wussten genau, welche aufrührerische Kraft das Wort haben konnte, umso mehr, wenn es in gedruckter Form Hunderte und Tausende